

Chapter Title: Was heißt heutzutage ‚männlich‘ sein? Von ‚dicken Begriffen‘, ‚diskursiven Brecheisen‘, ‚Barbiepuppen als Spiderman‘, ‚Jungs im rosa Kleid‘ und dem Ringen um Begriffe und Männlichkeitstheoretische Konzepte in der Forschungspraxis

Chapter Author(s): Kevin Stützel, Jürgen Budde, Stephan Höyng, Marc Thielen, Thomas Viola Rieske and Sylka Scholz

Book Title: Jungen in Bildungskontexten

Book Subtitle: Männlichkeit, Geschlecht und Pädagogik in Kindheit und Jugend

Book Editor(s): Jürgen Budde, Thomas Viola Rieske

Published by: Verlag Barbara Budrich. (2022)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/j.ctv2r3368w.13>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This book is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.



Verlag Barbara Budrich is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Jungen in Bildungskontexten*

Was heißt heutzutage ‚männlich‘ sein? Von ‚dicken Begriffen‘, ‚diskursiven Brecheisen‘, ‚Barbiepuppen als Spiderman‘, ‚Jungs im rosa Kleid‘ und dem Ringen um Begriffe und Männlichkeitstheoretische Konzepte in der Forschungspraxis

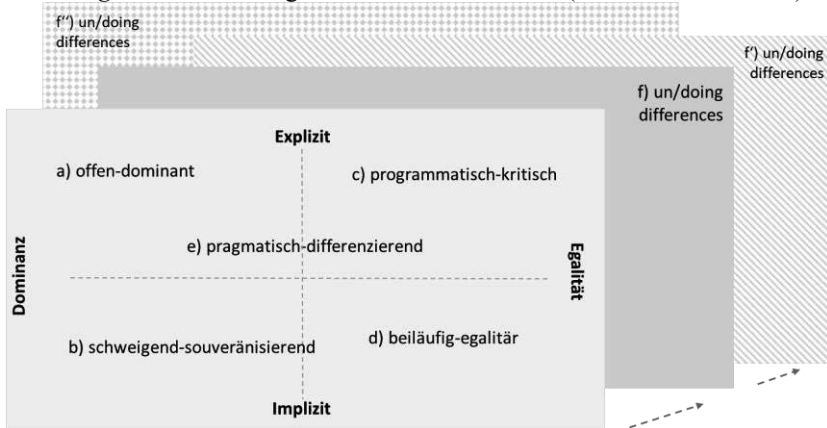
Kevin Stützel im Gespräch mit Jürgen Budde, Stephan Höyng, Marc Thielen, Thomas Viola Rieske und Sylka Scholz

Der Projektverbund „Jungen und Bildung“ ist ein vom Bundesministerium für Familie, Frauen, Jugend und Senioren gefördertes Forschungsprojekt. Es besteht aus sechs Teilprojekten, die an verschiedenen Universitäten verortet waren, gesteuert wurde das Projekt von der Europa-Universität Flensburg. Bei einem unserer ersten präsenten Verbundtreffen in Berlin stellte sich rasch eine anregende Diskussionsatmosphäre ein. Denn es kamen Forscher*innen zusammen, die sich schon lange mit Männlichkeit beschäftigt hatten und die Männlichkeitsforschung in Deutschland mitgeprägt hatten, und Wissenschaftler*innen, die erst seit kurzen zu diesem Gegenstand forschten. Theoriebrocken und empirische Bruchstücke flogen durch den Raum und es herrschte eine Aufbruchstimmung, nun in einem gemeinsamen Forschungsverbund all die offenen Fragen zu Jungen, männlichen Jugendlichen und deren Konstruktionen von Männlichkeit in den folgenden Jahren klären (oder zumindest diskutieren) zu können. Und es stellte sich die Frage, in welcher Arbeitsweise die im Raum vorhandenen Expertisen der älteren Wissenschaftler*innen und die kritischen Nachfragen der jüngeren Forscher*innen fruchtbar gemacht werden können. Dabei entstand die Idee einer Gruppendiskussion unter den Forscher*innen, um über offene theoretische sowie methodologisch-methodische Fragen der Jungen- und Männlichkeitsforschung zu debattieren.

Die Corona-Pandemie erschwerte den Forschungsalltag erheblich, ermöglichte aber zugleich mit dem einhergehenden Digitalisierungsschub regelmäßige virtuelle Verbundtreffen. Oftmals entstanden wiederum sehr inspirierende Diskussionen, immer blieben Fragen offen. An der Idee der Gruppendiskussion hielten wir fest und setzten sie im Juli 2021 um. Sechs Wissenschaftler*innen trafen sich kurz vor Abschluss der Projektlaufzeit, um abschließend ungeklärte Fragen zur Begrifflichkeit, zum Verhältnis von Theorie und Empirie, den unterschiedlichen theoretischen und methodologisch-methodischen Präferenzen und Vorgehensweisen zu besprechen sowie die jeweiligen Projektergebnisse zu vergleichen und zu bündeln. Wie in der

Forschung üblich, ist auch diese Diskussion eine Momentaufnahme eines unendlich fortlaufenden wissenschaftlichen Gesprächs, in dem wir gemeinsam um neue Erkenntnisse ringen. Gerade hatten Jürgen Budde und Thomas Viola Rieske das Modell divergierender Männlichkeiten¹ vorgelegt und wir diskutierten die Reichweite dieses Modells der feldspezifischen Konstruktion von Männlichkeit im pädagogischen Feld.

Abbildung 1: Modell divergierender Männlichkeiten (erstellt von J. Budde)



Das abgedruckte, natürlich gekürzte und bearbeitete Gespräch² gibt den interessierten Leser*innen einen Einblick in die wissenschaftlichen Debatten im Projektverbund „Jungen und Bildung“ in der noch nicht üblichen Form geschliffener wissenschaftlicher Texte, sondern in einem theoretisch ambitionierten oftmals alltagssprachlich und pointiert formulierten Austausch, der einen ergänzenden Einblick in die wissenschaftliche Praxis des Projektverbundes ermöglicht.

¹ Vgl. die Einleitung von Budde und Rieske in diesem Band.

² Die Gruppendiskussion wurde von Sylka Scholz und Kevin Stützel vorbereitet, wir danken Julia Perlinger herzlich für Transkription und Kommentierung. Die Bearbeitung erfolgte zunächst von Sylka Scholz, dann überarbeiteten alle Beteiligten ihre Statements.

1 Junge, Mann und Männlichkeit zwischen Alltagsbegriffen und analytischen Kategorien

Kevin Stützel: Herzlich willkommen zur Gruppendiskussion, wir steigen mit einer großen Frage ein: Was heißt denn heute Männlichkeit und wie kann man Männlichkeit erforschen?

Sylka Scholz: Wenn wir Männlichkeit erforschen wollen, dann müssen wir dieses Geschlecht identifizieren, weil sich unser Erkenntnisinteresse darauf richtet. Gleichzeitig können wir nicht davon ausgehen, dass alle Personen, die als männlich klassifiziert werden, Männlichkeit konstituieren. Das habt ihr beide, Thomas und Jürgen, in eurem Text³ so schön beschrieben: ‚Junge‘, ‚männlicher Jugendlicher‘, ‚Mann‘, das sind Alltagsbegriffe, aber trotzdem sind sie grundlegend mit der Kategorie Männlichkeit verknüpft und uns interessiert, was ist das Männliche daran. In meinen Arbeiten habe ich mich daran orientiert, Männlichkeit nicht mehr als eine Strukturkategorie zu verstehen, so wie sie in den 1980er-Jahren in der Geschlechterforschung verstanden worden ist, sondern in Anlehnung an die Historikerin Joan Scott und die Kulturwissenschaftlerin Irene Dölling als eine analytische Kategorie⁴. Hintergrund dieser begrifflichen Neufassung waren die Transformation von Geschlechterverhältnissen in den 1990er-Jahren und damit verbundene Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten. Man konnte nicht mehr davon ausgehen, dass Geschlecht immer relevant ist, in jedem alltäglichen Handeln. Das ist die theoretische Idee von ‚Geschlecht als analytische Kategorie‘. Wenn man dann aber ‚Junge‘ oder ‚männlicher Jugendlicher‘ als Alltagsbegriff nimmt und man herauskriegen will, was ist männlich, steht man natürlich trotzdem vor dem Problem, wie kriegt man das denn jetzt hin? Das habe ich das „Entschlüsselungsproblem“⁵ genannt. Denn Geschlechterwissen ist oftmals routinisiertes und implizites Wissen. Es gibt auch ein reflexives Geschlechterwissen, Michael Meuser⁶ würde sagen ‚Männlichkeit ist mittlerweile eine reflexive Kategorie geworden‘, doch wieviel ist den Menschen, die wir beobachten, die wir befragen von Geschlecht/Männlichkeit bewusst? Wenn wir dann unsere Beobachtungsprotokolle oder Interviews vorliegen haben, dann gehen wir als Geschlechterforscher*innen mit unserem hoch spezialisierten Geschlechterwissen an die Empirie. Und dann besteht immer so ein Stückchen die Gefahr, eine Vergeschlechtlichung zu sehen, wo eigentlich keine ist. Damit müssen wir uns auseinandersetzen und was ist die Lösung für mein ‚Entschlüsselungsproblem‘? Rekonstruktive Sozialforschung, die in Interpretationsgruppen an

³ Vgl. den Text Rieske und Budde in diesem Band.

⁴ Vgl. Dölling (1999) und weiterführend Scholz (2012).

⁵ Vgl. Scholz (2012: 52).

⁶ Vgl. Meuser (2010).

das Material rangeht, die jeweilige Standortgebundenheit der Forschenden nutzt, um gut begründet rauszuarbeiten, was hat das denn jetzt hier mit Männlichkeit zu tun, was hat das mit anderen Kategorien des sozialen Raums und anderen sozialen Zugehörigkeiten zu tun?

Kevin Stützel: Sylka hat eine rekonstruktive Perspektive stark gemacht, um mit dem umzugehen, was sie als ‚Entschlüsselungsproblem‘ benannt hat. Außerdem wurde der Text von euch, Jürgen und Thomas Viola angesprochen. Im Text spricht ihr im Hinblick auf Bildungsprozesse von Jungen von der Notwendigkeit, den Gegenstand Junge, der ein alltagspraktisches Konzept in der Jungenforschung ist, weitergehend zu theoretisieren. Meine Frage ist, inwiefern sich dieser Zugang von einer rekonstruktiven Perspektive unterscheidet? Was bedeutet es für euch, Jungen als Gegenstand der Jungenforschung zu theoretisieren? Wo seht ihr da Bezugspunkte oder auch Abgrenzungen?

Thomas Viola Rieske: Ich bin jetzt durcheinander, weil wir gerade Männlichkeit hatten, jetzt sind wir bei Jungen und das möchte ich gerne getrennt diskutieren. Zum Thema Männlichkeit erforschen: Ich habe in letzter Zeit viele Texte gelesen, die sich erstens auf den Differenzfeminismus beziehen, also in der Erziehungswissenschaft sind das z.B. Barbara Rendtorff, Jeanette Windheuser,⁷ und zweitens mich mit Diskursen über Reproduktions- bzw. Care-Arbeit beschäftigt.⁸ Ich komme immer mehr zur Idee, wenn ich über Männlichkeit forsche, will ich über das Verhältnis von Autonomie und Heteronomie forschen, weil ich das Gefühl habe, dass da was ganz Wichtiges drin steckt, was bei den Fragen nach Dominanz, die bei Bezügen auf Bourdieu und Connell⁹ üblich sind, nicht gut gefasst werden kann. Was ich mit deren Theorien gut fassen kann, sind Dominanzverhältnisse. Aber was ich damit weniger gut in den Blick bekomme, ist die Privilegierung von Autonomie, die aus meiner Sicht zu Männlichkeit auch gehört. Sehr zugespitzt würde ich aktuell sogar sagen: Männlichkeit ist die Privilegierung von Autonomie, Freiheit, Souveränität und die Abwehr von Bezogenheit, Verletzbarkeit, Fremdbestimmtheit. Es ist ja derzeit so, dass man – salopp gesagt – irgendwie Schwule jetzt ok findet und Jungen mit Sternchen schreibt und nicht mehr richtig festlegen will, was Männlichkeit ist. Natürlich nicht überall, aber diese Praxis hat sich zumindest verbreitet, insbesondere in der geschlechterreflektierten Pädagogik. Aber die Frage ist, wie wird das transformiert und wenn ja, geht es in Richtung „Ey ich hab damit kein Problem ist doch alles easy!“, da könnte man ja durchaus schon wieder ein männliches Muster identifizieren im Sinne von Coolness, von Unberührtheit, von Souveränität. Zugleich frage ich mich, ob ich da mehr sehe,

⁷ Siehe etwa Rendtorff (2020) und Windheuser (2019, S. 151ff.).

⁸ U.a. Federici (2015). Siehe auch Forsters (2020) Plädoyer dafür, das Thema Reproduktion in den Mittelpunkt von Männlichkeitstheorie zu stellen.

⁹ Vgl. Bourdieu (2005) und Connell (1999) sowie den Text von Budde und Rieske zur erziehungswissenschaftlichen Forschung zu Jungen in diesem Buch.

als ich sehen sollte. Ich würde sagen: Jungen und Männerforschung sollte eine rekonstruktive Forschung sein, die sensibel ist für alle möglichen Normen und Ungleichheiten oder Relationen. Männlichkeitsforschung sollte eine auch rekonstruktive Forschung sein, die sich auf alle möglichen Personen bezieht, also für mich sind das zwei unterschiedliche Sachen.

Jürgen Budde: Ich kann den Widerspruch gar nicht erkennen und stimme deswegen gerne zu. Ich tue dies aus rekonstruktiver praxistheoretischer Perspektive, weil ich diesen Zugang sehr schätze und weil ich denke, dass die Vorstellung von sozialen Praktiken zum Beispiel ermöglicht, die Aufhebung des Gegensatzes zwischen Subjekt und Struktur oder Gesellschaft und Individuum zu denken. Der Vorschlag, Jungen als Alltagskonzept zu verstehen, als alltagsweltliche Markierung, zielt darauf, dass man Junge und Männlichkeit nicht gleichsetzen kann, sondern dass wir es auf der einen Seite mit alltäglichen Klassifizierungen zu tun haben und auf der anderen Seite mit etwas, was man als ‚analytische Kategorie‘ beschreiben kann und es deswegen dazwischen gar keine Gleichsetzung geben kann. Allerdings kann ich mir „Junge“ nur vorstellen als ein vergeschlechtlichtes Konzept. Die Tatsache, dass wir es so sehr gewohnt sind, von Jungen und Mädchen zu sprechen, wenn es um Kinder geht, hat eine große Wirkmächtigkeit und darin eingelassen ist immer schon ein Bezug auf Geschlecht. Deshalb überzeugt mich die Schreibweise Jungen mit Sternchen nicht so recht, weil ich den Eindruck habe, es geht beim Begriff Junge genau um eine geschlechtliche Markierung und nicht um eine Vielfaltsmarkierung, wenn ich von Jungen spreche. Was die Reifizierung¹⁰ der Kategorie Männlichkeit wiederum angeht, da habe ich über die letzten 25 Jahre Forschungserfahrung den Eindruck, dass – jetzt mal unrein gesprochen – die Sorge vor einer Reifizierung manchmal größer ist als die Bereitschaft, eine Aussage zu treffen. Ich wäre eher dafür, den Geltungsbereich von wissenschaftlichen Aussagen einzuklammern, als aufgrund einer Sorge vor Reifizierung auf das analytische Potenzial der Kategorie Männlichkeit zu verzichten, denn die Tatsache, dass wir uns ja über Männlichkeit, Geschlecht, Weiblichkeit austauschen können, heißt ja für mich auch, dass diese Begriffe funktionieren, dass sie bei aller Breite, die sie haben, Erklärungskraft haben, die sie überhaupt diskursfähig machen.

Kevin Stützel: Marc, Stephan, wie sollten wir zu Männlichkeit und zum Thema Jungen forschen?

Stephan Höyng: Also ich möchte weiterhin empirisch zu Männlichkeit bei denen forschen, die sich selbst als Junge bezeichnen. Dabei möchte ich aber nicht nur nach den Deutungen und Verhaltensweisen der Individuen schauen,

¹⁰ Reifizierung von Geschlecht/Männlichkeit meint mit Vorannahmen von Geschlecht/Männlichkeit in die empirische Forschung zu gehen und diese zu bestätigen, anstatt sich offen der Empirie zuzuwenden und diese zu rekonstruieren.

was bislang oft im Mittelpunkt von Geschlechterforschungen steht. Wichtig sind zudem auch die Zeichen, die in ihrem Umfeld erkennbar sind und außerdem die Rahmenbedingungen und Strukturen. Diese drei Ebenen sind für das Verständnis von Geschlecht wichtig. Aber mit einer Forschung auf diesen drei Ebenen stoße ich auch an meine Grenzen. Um Klischees in Medien zu erforschen, benötigt man andere Forschungsmethoden als die bei uns weit verbreiteten Interviews und Beobachtungen. Geschlechterverhältnisse können wir aber erst deuten, wenn wir zu allen drei Ebenen Informationen haben. Wir brauchen Wissen über die Individuen, wie sie sich bewegen, verhalten, was sie für Einstellungen haben. Wir brauchen Informationen über die Zeichen in ihrer Umwelt: geschlechtsmarkierende Schultaschen, Brotdosen, Kleidung oder auch Medien. Und schließlich ist es nötig, auch die Rahmenbedingungen, die Strukturen, etwa Vergeschlechtlichungen im System Schule zu erkennen. Wenn wir da relevante Unterscheidungen entdecken, können wir Geschlecht auch benennen. Allerdings dürfen wir auch nicht zwanghaft nach Geschlechterunterscheidungen suchen. Wenn also in den Kitas das Alter ein Marker ist, der einen Unterschied macht, wie das meine Kollegen Jens und Micha in ihrer Untersuchung in Kitas¹¹ herausgearbeitet haben, dann muss man auch sagen, dass Geschlecht dort meist irrelevant ist.

Marc Thielen: Mir hilft da auch eine praxistheoretische Perspektive, weil die ja schon hervorhebt, dass einerseits Praktiken immer bestimmte Dinge wiederholen, auch geschlechtliches Handeln. Durch die Wiederholung kann zum Beispiel vergeschlechtlichtes Handeln zum Ausdruck gebracht werden. Und dann gibt es auch das Moment, dass Praktiken etwas Überraschendes haben, etwas Irritierendes haben können. Den Blick auf Praktiken finde ich ganz gut als Brille, um dann nicht nur das im Blick zu haben, was vielleicht schon das Erwartbare ist. Diese Perspektive mit der hybriden Männlichkeit¹² hast du Thomas schon kurz angesprochen mit dem Verhältnis zum Beispiel zu schwulen Männern, dass man da sehr genau hingucken muss und nicht vorschnell bestimmte Dinge als neu oder jetzt nicht mehr vergeschlechtlichten Wahrnehmungsgrundsatz sieht, sondern dass man schaut, wo sich eben das Widersprüchliche zeigt. Auf den ersten Blick würde man sagen eine völlige Entdramatisierung von Geschlecht, auf den zweiten Blick aber doch vielleicht eine neue Formierung von Männlichkeit. Und das finde ich wichtig, dass wir genau im Detail auf die einzelnen Praktiken, Artefakte und Diskurse schauen.

Kevin Stützel: Jetzt stehen relativ große Begriffe im Raum. Sylka hat von einer rekonstruktiven Perspektive gesprochen, Jürgen und Marc haben sich auf eine praxistheoretische Perspektive bezogen. Von Stephan kam die Frage nach dem gesellschaftlichen Setting und Thomas Viola hat an eine differenzfeministi-

¹¹ Siehe den Beitrag Cremers und Krabel in diesem Band.

¹² Siehe dazu Bridges und Pascoe (2014).

sche Position angeknüpft, die das Strukturelle der Geschlechterverhältnisse stark macht. Wo seht ihr tote Winkel in den jeweiligen Ansätzen?

Thomas Viola Rieske: Wenn ich rekonstruktiv höre, dann habe ich die Sorge, dass manches nicht gesehen wird. Ein wirklich offenes Rekonstruieren entlang der Frage, „wie kann ich die Orientierung bezeichnen, die hier in der Praxis vorliegt?“ ist natürlich toll und wichtig. Aber wo kann dann das Wissen verwendet werden, das es schon gibt? Irgendwie sind wir ja schon auch schlau, aufgrund früherer Forschungen und Diskurse. Deshalb erscheint mir eine Kombination von offenem Rekonstruieren mit einem theoriegeleiteten Vorgehen sinnvoll. Nach dem, was ich vorhin gesagt habe, wäre dann die Frage nach Relationen, nach Autonomie und Heteronomie zu stellen. Die geht vielleicht unter, wenn man sie nicht stellt und dann verpasst man auch wichtige Erkenntnisse. Gerade weil Geschlecht eben implizit ist, wie Sylka sagte, braucht man auch eine Theorie davon, und die ist dann auch Teil von Materialanalysen und Interpretationen. Ist das dann wieder auf der Seite von „Geschlecht als Strukturkategorie“?

Jürgen Budde: Die Frage, wie ich Männlichkeit analytisch erkennen kann, ist immer noch ungeklärt. Also: wieso klassifiziere ich eine Praxis als männlich? Eine Variante sind ja explizite Äußerungen, wie etwa ‚sei doch nicht so schwul‘, da könnte ich sagen ‚Ok, das wird was mit Geschlecht und Männlichkeit zu tun haben.‘ Das ist ja aber häufig nicht die Regel, dass Bezüge zu Männlichkeit expliziert wird, sondern wir haben es vor allen Dingen mit impliziten Prozessen zu tun. Man muss eine analytische Vorstellung davon haben, was Männlichkeit bedeutet und ich habe mir mal für heute aufgeschrieben, Männlichkeit hat was mit Souveränität und Autonomie zu tun, mit Dominanz und Hierarchie und auch mit Differenz zum Nichtmännlichen. Ich habe nicht mehr geschrieben: Differenz zu Weiblichkeit, weil ich den Eindruck habe, dass wir es in diesem Punkt mit einer Pluralisierung zu tun haben und nicht mehr mit einer eindeutigen Zweigeschlechtlichkeit. Ist bestimmt nicht vollständig, aber das war so ein Versuch der Strukturierung, weil wir eine Aussage treffen müssen, wie der Gegenstand denn jetzt aussieht.

Stephan Höyng: Souveränität, Autonomie oder Dominanz mit Männlichkeit zu verknüpfen ist ja erstmal eine Setzung. Ich würde dazu gerne auf empirische Ergebnisse zurückgreifen. Wenn also das Bild von Männlichkeit analysiert wird und die Bildersprache in Videospiele zeigt dann etwa, dass in 80 Prozent aller Bilder Männliches mit Dominanz verknüpft wird, dann kann ich das für Videospiele erstmal so verallgemeinern. Wenn das aber in sieben Jahren nicht mehr so wäre, dann müsste ich die Aussage auch ändern. Wenn Männer die Farbe Rosa nach Meinung der Mehrheit jetzt wieder tragen können und dabei als männlich wahrgenommen werden, tut sich in der Farbensprache vielleicht etwas. Die Mühe einer regelmäßigen Überprüfung der Klischees müssen wir uns schon machen. Wenn jemand mit Männlichkeitsverständnissen von vor 40,

50 Jahren hantiert, wird ihm oft erstmal nicht widersprochen, aber ob er damit tatsächlich noch viele heute Zwanzigjährige berührt, ist doch fraglich. Diese haben teilweise ganz andere Erfahrungen und erleben andere Männlichkeits- und Weiblichkeitsanforderungen. Alte Klischees erfassen nicht, welche Zuschreibungen und Zumutungen Einzelne heute wirklich erleben. Ich möchte mich auch nicht mehr an der „Entdeckung“ von neuen Typen weniger ausgrenzender Männlichkeit beteiligen. Auf der Suche nach Neuformierungen kann die Kategorisierung selbst schnell zum Problem werden. Ich folge da weiterhin dem Hegemoniekonzept von Connell¹³: Männlichkeit existiert nicht an und für sich, sondern immer in Hierarchien. Die Einordnung in eine Hierarchie innerhalb und zwischen Geschlechtern ist auch der Zweck dieser typischen Verhaltensweisen. Wenn ich also eine Männlichkeit benenne, muss ich diese in ein Hierarchieverhältnis einordnen, nur so macht es Sinn. Wo stehen neue Männlichkeiten dann in einem geschlechterbezogenen Machtverhältnis?

Marc Thielen: Ich wollte zu den Vorschlägen von Jürgen, wie man Männlichkeit so beschreiben könnte, kurz etwas sagen. Da hast du Begrifflichkeiten vorgeschlagen. Ich möchte fragen, wo dieses kollektive Moment ist. Wenn ich an meine Beobachtungen in meinen Feldern denke, finde ich, dass Männlichkeit durch bestimmte kollektive Praktiken hergestellt wird, wo ich dann frage, wie sich das dann zum Autonomiebegriff verhält? Es gibt bestimmte Momente, in denen geht es nicht um Autonomie, sondern um Vergemeinschaftung, also kollektive Praktiken, die entscheidend sind, um eine männliche Position hervorzubringen.

Jürgen Budde: Ich verstehe diese drei Begriffe als Suchstrategie, um Phänomene als männlich identifizieren zu können oder eben nicht. Und dann ist es eine empirische Frage. Gleichwohl bin ich der Ansicht, wenn ich alles unter männlich fassen könnte – von Rosa über Schwarz bis Blau, also männlich bunt ist und weiblich ist auch bunt – dann taugt der Begriff nicht mehr als wissenschaftliches Konstrukt. Und zu dir Marc, auf jeden Fall kollektiv. Das ist in den Praktiken inbegriffen, die sind schon kollektiv. Wenn das vorherrschende Ideal Rücksichtslosigkeit gegenüber Umwelt, Mitmenschen oder anderen Lebewesen ist, ist es ja eine Form von Autonomie, die sich kollektiv durchaus ausdrückt. Es ist nicht nur ein individuelles Ideal, sondern eine Frage der Haltung, des Habitus.

¹³ Vgl. u.a. Connell (1999).

2 Hegemoniale Männlichkeit, Inclusive Masculinity, Caring Masculinities – die Suche nach angemessenen Männlichkeitskonzepten

Kevin Stützel: Thomas Viola hat problematisiert, dass rekonstruktive Ansätze immer so tun, als müsste man erstmal schauen, was empirisch da ist und dabei vergessen, was an Theorie vorhanden ist. Was sind für Euch theoretische Konzepte, an die man anknüpfen sollte, was sind Konzepte, die man vielleicht verwerfen sollte?

Sylka Scholz: Die Antwort auf Thomas Viola ist, und da liegen wir gar nicht so weit auseinander, dass du natürlich sensibilisierende Konzepte¹⁴ brauchst. Wenn du einfach in die Empirie reingehst, siehst du ja nichts. Du musst eine Idee haben. Und Jürgen, was du jetzt versucht hast, ist ja eher so ein Konzept zu machen, was ich schon so unter hegemonialer Männlichkeit verstehen würde. Auf diese Art und Weise kriege ich Macht und Herrschaft, Dominanzverhältnisse raus, die möglicherweise verdeckt sind. Aber was ist denn mit sich als junge Männer verstehende Personen, die nicht mehr an Souveränität, Autonomie, Dominanz und Differenz festhalten? Wir haben in dem Material von den Kranken- und Altenpflegern beispielsweise einen, der sagt: ‚ich habe so ein nettes Herz‘. Also der ist kein Muttersprachler, beschreibt eine Situation, wo er wirklich sein eigenes Leben gefährdet hat, um eine Person auf der Flucht zu retten. ‚Ich habe ja so ein nettes Herz und deshalb bin ich so, wie ich bin.‘. Und der würde in dein Männlichkeitskonstrukt gar nicht reinpassen. Ist der dann nicht männlich? Das würde er von sich ja nicht sagen und da frage ich mich, wie gehst du damit um?

Jürgen Budde: Theoretisch stringent würde ich sagen ‚ja, genau‘. Das kann ja eine alltagspraktische Klassifikation sein, junger Mann, aber im theoretischen Sinne würde mir jetzt nicht einleuchten, warum ich diesen Satz ‚ich habe so ein nettes Herz‘ unbedingt mit Männlichkeitstheorien fassen müsste oder mit Männlichkeitskategorien beschreiben müsste, sondern da geht es vielleicht um fürsorgliche Orientierung. Ich würde vorschlagen, das dann nicht mit dem Männlichkeitsbegriff zu fassen, sondern diesen Begriff eher enger zu halten.

Kevin Stützel: Thomas Viola du hast in der Diskussion mit den Konzepten Autonomie versus Heteronomie gearbeitet. Beide Begriffe wirken wie Polaritäten, die bearbeitbar sind, aber nicht aufgelöst werden können. So habe ich auch deine Perspektive auf Männlichkeit verstanden, also das Strukturkategorien bearbeitet werden, die als Autonomie versus Abhängigkeit beschrieben werden können.

¹⁴ Dieser Begriff stammt von Herbert Blumer und hat sich in der qualitativen Sozialforschung etabliert (vgl. Blumer 1954).

Thomas Viola Rieske: Ich glaube inzwischen, dass es mehr um das Verhältnis zwischen Autonomie und Abhängigkeit geht, also Männlichkeit nicht mit Autonomie gleichzusetzen ist. Ich bin ja lange Olaf Stuve und Katharina Debus gefolgt, die sinngemäß schrieben: Männlichkeit ist die Anforderung, souverän zu sein.¹⁵ Und ich finde da fehlt, dass es ja gleichzeitig eine Abwehr von Nicht-Souveränität ist. Ich dachte zuletzt ans Militär. Das gilt ja als einer DER Orte der Herstellung von Männlichkeit. Aber dort gibt es nicht gerade die tolle individuelle Handlungsfreiheit, sondern man muss sich unterordnen. Wie passt das zu der Annahme einer Souveränitätsnorm für Männer? Passender wäre es doch, wenn man eher ein bestimmtes Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit als eine Art männliches Prinzip begreift. Dann kann man auch das anerkennen, was Lothar Böhnisch männliche Verfügbarkeit nennt.¹⁶ Die Assoziation von Männlichkeit mit Erwerbsarbeit, Öffentlichkeit, Politik usw. bedeutet einerseits eine erhöhte gesellschaftliche Teilhabe und daher auch Privilegien, zugleich aber eben auch Momente der Verpflichtung und Unterordnung.

Zugleich finde ich Sylkas Punkt zu Praktiken von Männern, die nicht an Dominanz orientiert sind oder so scheinen, total wichtig. Ich habe mich gefragt, vielleicht gibt es einfach Entdifferenzierungen, die aber nicht die Zugehörigkeit auflösen und dann kann man auch ein gutes Herz haben – so lange man das männliche Grundprinzip aufrecht erhält. Jürgen hat mich mal darauf gebracht: Wenn wir von den Leuten als Jungen, männlichen Jugendliche und männlichen Kindern reden und zwar seit 500 Jahren auch über alle Kontinente hinweg, dann muss es ja irgendwas Verbindendes geben, also wie denken wir denn das, bei aller Differenz, was sie verbindet? Und da könnten man einerseits sagen, es gibt ein Wort, einen Begriff, was sie verbindet. Zum Beispiel Souveränität oder Dominanz. Oder man geht post-strukturalistisch da ran und geht eher von einem ganzen Feld an Elementen von Männlichkeit aus, von denen keines einzelnen notwendig ist. Wenn ich einen Text von Edgar Forster richtig verstehe, dann nennt er das „Äquivalenzkette“, also eine Kette von als äquivalent geltenden Elementen, von denen keines allein Männlichkeit definiert, aber es gibt eben doch eine Verkettung der Elemente.¹⁷ ‘Nettes Herz‘ kann dann Teil einer Praxis sein, die durchaus auch männliche Elemente enthält und insgesamt dann auch nicht als unmännlich wahrgenommen wird. Ein nochmal etwas anderer Ansatz wäre es aber dann eben, Männlichkeit als ein Gefüge von Widersprüchlichem zu begreifen. Eine Selbstbeschreibung mit ‘ein nettes Herz‘ und eine Berufswahl als Pfleger sind dann vielleicht kombiniert mit Playstation-Spielen in der Freizeit oder Festhalten an Freundschaften mit sexistischen Männern. Dann gibt es eben eine Spannung, und die Frage, ob Männlichkeitskonstruktion oder nicht, würde

¹⁵ Vgl. Stuve und Debus (2012).

¹⁶ Vgl. etwa Böhnisch (2018).

¹⁷ Vgl. Forster (2005).

nicht an einem einzelnen Element festgemacht werden, sondern an dem Gesamtgefüge.

Stephan Höyng: Wer sich heute als besonders männlich hervorheben möchte, muss überhaupt nichts zu tun haben mit einer Männlichkeit von vor 300 Jahren oder Männlichkeit in einer anderen Kultur. Vor 300 Jahren etwa gab es bei den allermeisten Menschen noch gar keine Vorstellung von Individualität so wie wir sie heute haben. Auch wenn eine Polarisierung der Geschlechter damals eine Rolle spielte, kann ich die Bedeutung nicht gleichsetzen mit der heute. Oft geht es bei historischen Bezügen darum, dass sich Menschen heute auf angeblich schon immer dagewesenen Verhaltensweisen berufen wollen. Mich interessieren da eher die Deutungen der Gegenwart, besonders Männlichkeit im Spannungsfeld von Passivität und Handlungsfähigkeit. In den Theorien Sozialer Arbeit wird Handlungsfähigkeit ja durchweg als positiv wahrgenommen. So eine Betrachtung schließt aus, dass Nichthandlung, nicht handeln zu wollen, zu können auch ein schönes Gefühl sein kann. Manchmal streben Menschen und eben auch Männer vielleicht auch dieses Nicht-entscheiden-wollen an, es kann ihr Ziel sein. Im Militär zum Beispiel können wir sehen, dass es schon lange ein Teil der Herrschaftskultur gewesen ist, dass Leute sich unterordnen bis hin zur Selbstaufgabe. Etwas Ähnliches können wir bei heutigen Workaholics wiedersehen: Diese ganze Arbeit, die unter Missachtung des eigenen Körpers geleistet wird, ist im Prinzip ja auch eine Verdinglichung seiner selbst. Doch gerade solche Männer, die sich fremden Logiken unterwerfen, werden häufig als Leistungsträger und als besonders männlich angesehen. Mit Autonomie oder Souveränität hat das aber nicht die Bohne zu tun.

Marc Thielen: Da möchte ich ergänzend anschließen: Ich sehe auch diese Unterwerfungsmomente, die mit der Herstellung von Männlichkeit verbunden sind. Mir fallen jetzt auch andere Beispiele für homosoziale Kontexte ein. In der Straße, wo ich wohne, ist so eine Verbindung untergebracht, in so einem schönen alten ehrwürdigen Haus, natürlich auch männlich kodiert, nur junge Männer. Jetzt haben sie gerade wieder Neueinzug gehabt und da beobachte ich immer Rituale und Praktiken und ich habe schon so das Gefühl, die werden da in eine kollektive Ordnung einsozialisiert. Das geht über viele Bräuche, sie singen dann jeden Abend beim Bier bestimmte Lieder, ziehen dann bestimmte Sachen an, da habe ich schon so den Eindruck, dass ist so eine ‚Schule von Männlichkeit‘. Da bin ich immer überrascht, wie wenig individuell, wie klassisch traditionell das ist. Sie sind über eine bestimmte Zeit ihres Lebens ganz stark in eine Institution eingebunden, sie wohnen da ja auch alle zusammen mit vielen Regeln, also auch Unterwerfung. Das sind die Mitgliedschaftsbedingungen, damit ich zum Club dazu gehöre und das sind diverse Praktiken, die auch diverse Verhaltensbereiche kodieren. Wo ist da die Autonomie? Sie geben sehr viel Autonomie auf, um Zugehörigkeit zu erlangen, um dann woanders ein Benefit davon auch zu haben.

Kevin Stützel: In der Diskussion um *caring masculinities* wird Fürsorge aber nicht nur als Verhältnis der Über- und Unterordnung gedacht, sondern auch als Beziehungsverhältnis. Gerade wenn wir Männlichkeit immer im Hinblick auf Macht, auf Dominanz, auf Hierarchisierung anschauen, wo sind andere Konzepte, die helfen Männlichkeit nicht nur als Über- und Unterordnung zu denken, sondern als Relationalität?

Sylka Scholz: Das Buch „*Caring Masculinities*?“¹⁸ ist ja im Titel mit Fragezeichen publiziert, was es auf jeden Fall geöffnet hat, dass dieser Zusammenhang: ‚Fürsorge geht nur mit Frauen und Weiblichkeit einher‘, den hat es aufge-sprengt. Es gab eine große Debatte darum, dass die einen gesagt haben, der Begriff ist zu eng, wenn er als eine Identitätskategorie benutzt wird, wie Karla Elliott¹⁹ das tut, denn es geht eher um Fürsorge von Jungen, männlichen Jugendlichen und Männern und nicht um Männlichkeit. Aber das schließt sich aus meiner Sicht nicht aus. Jetzt ist der Begriff in der Welt, wie hegemoniale Männlichkeit. Was haben wir uns da schon die ‚Köpfe eingerammelt‘, brauchen wir dieses Konzept noch oder nicht? Genauso ist es mit *caring masculinities*, wenn wir es als sensibilisierendes Konzept benutzen und erst einmal zeigen können, dass Fürsorge und Junge, männlicher Jugendlicher und Männer sich nicht ausschließen, ist es sinnvoll. Auch Wettbewerbsorientierung und eine Risikobereitschaft, den Körper riskant einzusetzen, schließen sich mit Fürsorge gar nicht aus. Es sind die gleichen Personen und das ist lange Zeit einfach aus dem Blick geraten. Ich würde sagen, das hat die Debatte um *caring masculinities* geöffnet und dazu braucht man manchmal einfach begriffliche Platzhalter. Ich habe aus der Philosophie gelernt, dass das ‚dicke Begriffe‘ heißt, sie sind inhaltlich total überladen, aber können in der Debatte was öffnen. Das müsstet ihr sagen, ob das Konzept *inclusive masculinity*²⁰ das auch so leistet. Aber auf jeden Fall haben wir ja verschiedene Begriffe in der Debatte, die uns erstmal in den Theoretisierungen weiterführen können.

Jürgen Budde: Ich glaube *inclusive masculinities* kann eigentlich Ähnliches, ist aber in der deutschsprachigen Literatur nicht so verbreitet. Ich finde, was dieser Begriff ja zeigt, auch wenn ich mich kritisch dazu positioniert habe, dass die Gleichsetzung von dem, was Jungen tun und dem, was Männlichkeit ist, stark hinterfragt wird. Gut an dem Konzept finde ich, dass es tatsächlich ein Gegengewicht zu dieser Vorstellung von hegemonialer Männlichkeit ist, d.h. der Gleichsetzung, dass das, was Jungs tun, hegemoniale Männlichkeit ist. Sehr prominent mit einem ‚dicken Begriff‘ platziert, was wir eigentlich ja auch schon wissen, das bringt er gut auf den Punkt. Deswegen würde ich das beschriebene Phänomen trotzdem nicht unbedingt als Ausweitung von Männlichkeiten beschreiben, aber auf jeden Fall als diskursiv nicht hintergehbare Mar-

¹⁸ Vgl. Scholz und Heilmann (2019).

¹⁹ Vgl. Elloitt (2016).

²⁰ Vgl. Anderson (2011). Zur Diskussion siehe Budde und Rieske (2019).

kierung der Tatsache, dass Jungenleben plural und vielfältig ist und von ganz widersprüchlichen Praktiken, Orientierungen, Diskursen zur gleichen Zeit konstituiert sein kann. Also von daher öffnet das Konzept viel und weist auf eine Transformation von Männlichkeitskonzeptionen hin. Dadurch schränkt er den Geltungsbereich des Konzepts hegemonialer Männlichkeit durchaus ein. Den Begriff als ein ‚diskursives Brecheisen‘ zu verwenden, das finde ich sinnvoll, ob es dann das Werkzeug ist, was am Ende tatsächlich so hilfreich gewesen ist, muss man halt gucken, aber dass er viel offenlegt, das würde ich sofort unterschreiben.

Stephan Höyng: Der Begriff *caring masculinity* ist aber schon politisch instrumentalisiert worden²¹. Mit dem Begriff geht es darum, die Aufmerksamkeit auf die Männer zu lenken, die bereits konkrete Fürsorgetätigkeit leisten und bessere Rahmenbedingungen für sie einzufordern.²² Heute wird von Männern aktive Sorgeleistung erwartet, ohne dass sich die Rahmenbedingungen wesentlich verändert hätten, die beruflichen Anforderungen etwa sind gleich geblieben. Vereinbarkeit muss so weiterhin vor allem privat geschaffen werden, und der einzelne Mann muss sich mit der Erwartung auseinandersetzen, gleichzeitig viel Geld zu verdienen und Abhängige zu betreuen. Das ist eine normative Verhaltenserwartung an Männer und könnte ebenso zu einer veränderten hegemonialen Männlichkeit führen, die machtvoll eingefordert wird. Normative individualisierte Anforderungen stärken einen gleichberechtigten, respektvollen, friedvollen Umgang nicht.

Thomas Viola Rieske: Ich finde die Begriffe sensibilisieren auf eine sehr unterschiedliche Weise. *Caring masculinities* und auch *inclusive masculinities* beschreiben bestimmte Verhaltensweisen, eine Praxisform. Ich finde das gut. In Deutschland gab es ja diese Studie von Michalek und Fuhr²³ Ende der 2000er, die mit Jungengruppen Diskussionen gemacht haben und gesagt haben: ‚Ey wir finden hier nicht, dass die sich hier gegenseitig unterdrücken, sorry aber wir finden hier eine Gleichheitsorientierung‘. Und sich damit gegen die These vom männlichen Habitus abgrenzten, die ja sagt: männlicher Habitus²⁴ ist Libido Dominandi. Hegemoniale Männlichkeit, wie ich das bei Connell lese, ist für mich eine andere Ebene. Damit wird nicht nur für ein bestimmtes Praxismuster sensibilisiert, sondern für hierarchische Verhältnisse. Ich finde es bei einer sozialen Position immer wichtig zu fragen, inwieweit die auf der Ausbeutung anderer basiert. Das ist so eine Konsequenz für mich aus den Einsichten von Feminismus und Marxismus. Diese Frage ist in Connells

²¹ Vgl. Höyng (2019). Der Begriff „Caring Masculinities“ wurde wohl erstmalig im Rahmen des Projekts „Fostering Caring Masculinities“ verwendet, das von der Europäischen Kommission im Rahmen des Gleichstellungsaktionsprogramms finanziert wurde.

²² Vgl. Holter (2007).

²³ Michalek/Fuhr (2008).

²⁴ Vgl. Bourdieu (2005).

Modell enthalten, weil es auf die Relationen blickt, aber bei der Theorie inklusiver Männlichkeit finde ich diese Frage nicht. Aber gibt's hier nicht auch diese Abgrenzung nach dem Motto: Nicht-inklusiv ist rückständig? Und auffälligerweise gelten dann häufig diejenigen als Träger einer nicht-inklusiven Männlichkeit, die nicht weiß sind oder der Arbeiter*innenklasse zugehören.²⁵

Marc Thielen: Vielleicht zuerst direkt dazu, dass dann bei migrantisierten Männlichkeiten ethnisch permanent Zuschreibungen unterstellt werden. Dabei gibt es schon lange empirische Befunde, dass das nicht so ist. Ich denke jetzt an eine Arbeit von Margret Spohn²⁶ zu älteren türkischen Vätern, die mit biographischen Interviews zeigt, dass bereits diese Generation relativ wenig von diesen Zuschreibungen von traditionellen, patriarchalischen Männlichkeitskonzepten zeigt. Aber spannend ist, dass diese Zuschreibungsprozesse eine lange Haltbarkeit aufweisen, weiter genutzt werden zur negativen Abgrenzung für andere Männlichkeiten. Es sind vor allem weiße Jungen, eher aus der oberen Schicht, die dann vermeintlich diese *inclusive masculinities* vertreten. Der andere Aspekt ist diese dynamische Perspektive, dass Connell ja betont, dass sich hegemoniale Männlichkeit permanent verändern muss, weil sie die aktuell gültige Antwort für das Legitimationsproblem des Patriachats sein muss und damit nichts Starres ist, sondern sich permanent in einer Weiterentwicklung befindet. Das wäre vielleicht nochmal so ein Unterschied zu Konzepten, die eher versuchen Merkmale zu definieren, festzuschreiben. Also hegemoniale Männlichkeit ist relational und auch zugleich dynamisch.

Thomas Viola Rieske: Aber das finde ich gerade bei Connell nicht, weil die damalige Definition war ja: Hegemoniale Männlichkeit ist die Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriachats, was ja das Patriachat als existierend voraussetzt. Aber wenn heute Frauen zur Elite gehören, da kannst du dann nicht mehr von Patriachat reden, wie die das noch vor 30 Jahren gemacht haben. Dann kann man auch nicht mehr dasselbe Legitimationsproblem behaupten. Aber was ich eigentlich sagen wollte, dass Connell eigentlich immer eher eine Erklärung für das Bestehende liefert, Bourdieu ja noch viel mehr und das Dynamische, also die Transformation ist in der Theorie, also wie ihr sie nennt, also in dem Kernstück der Theorie gar nicht enthalten, finde ich.

Sylka Scholz: Naja, im hinteren Teil des Buches „Der gemachte Mann“²⁷ geht es ja um Männlichkeitspolitik und die Überwindung männlicher Herrschaft. Connell nimmt an, dass schwule Männlichkeiten sie überwinden können. Ich würde schon sagen, dass es da auch immer um eine Veränderungsdynamik geht, aber die Diagnostik, wie sie damals gemacht wurde, stimmt heute nicht mehr.

²⁵ Siehe z.B. McCormack (2014).

²⁶ Vgl. Spohn (2002).

²⁷ Vgl. Connell (1999).

Kevin Stützel: Bei Connell ist diese Veränderungsdynamik ja auch in seinem Bezug auf Gramsci zu erkennen. Gramscis Hegemonietheorie baut darauf auf, dass sich etwas verändern kann, sich etwas verändern soll. Der Fokus in der Ausformulierung von Connells Männlichkeitstheorie wird aber auf andere Aspekte gelegt. Mit dem Konzept lässt sich aber Veränderung denken, anders als mit Bourdieu's Verständnis männlicher Herrschaft, wo die Beharrungskräfte im Vordergrund stehen.

Stephan Höyng: Connell hat in einem frühen Artikel Männlichkeit als ein Imperium²⁸ beschrieben, sie schildert die Veränderungen der hegemonialen Männlichkeit über Jahrhunderte. Das sind die langen Wellen, in denen Männlichkeitsanforderungen sich verändern, die Dominanz von Männern aber bleibt bislang.

3 Von der Theorie in die Empirie und zurück: zentrale Befunde der Teilprojekte und verallgemeinernde Theoretisierungen

Kevin Stützel: Starten wir mit der zweiten Runde. Die Diskussion über unser analytisches Werkzeug, die führen wir ja vor dem Hintergrund dessen, was wir im Projektverbund „Jungen und Bildung“ empirisch untersucht haben. Und da ist meine Frage, was sind zentrale Befunde aus den Teilprojekten und welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede kann man herausarbeiten? Marc magst Du anfangen? Marc und Barbara Scholand²⁹ haben zu Jungen in beruflicher Bildung geforscht. Was sind die zentralen Aspekte Eures Projektes?

Marc Thielen: Was ich interessant finde ist, dass Care-Berufe, dass die alle in unterschiedlicher Weise vergeschlechtlicht sind, geschlechtlich kodiert sind. Wir haben bei uns die Altenpflege, medizinische Fachangestellte (MFA) untersucht und dann diese neue Ausbildung, die jetzt auch für Hauptschulabsolvent*innen geöffnet wurde, der Sozialpädagogische Assistent*innen-Beruf. Da sind die Geschlechteranteile sehr unterschiedlich, also von weniger als drei Prozent männliche Jugendliche bei den MFA's bis über 30 Prozent bei der Altenpflege. Da ist mir nochmal so deutlich geworden, dass man nicht von pauschalen Erklärungen sprechen kann, weil das ja doch sehr unterschiedlich ist. Entsprechend unterschiedlich ist dann auch erstmal die Präsenz von Geschlecht, auch auf so Ebenen wie der Gestaltung von Lehrwerken. Also bei den MFA in den Lehrwerken, da sind ganz oft nur Frauen ausgebildet, also

²⁸ Vgl. Connell (1998).

²⁹ Vgl. die Texte Scholand und Thielen sowie Scholand und Stützel in diesem Band.

Männer tauchen da fast gar nicht auf. Also wirklich so Berufe, wo Männlichkeit gar nicht sichtbar ist, wo dann auch Arztpraxen junge Männer gar nicht nehmen als Praktikanten, weil sie halt sagen, das stört dann die Erwartung der Patient*innen, dass da jetzt auf einmal keine attraktive junge Frau ist. Das ist ein Ausschluss, aber das wird ja meistens nicht so beim Thema Männlichkeit problematisiert, dass sie in bestimmten Bewerbungskontexten benachteiligt sind. Dann fand ich es interessant, dass die jungen Männer in den Interviews, die wir mit ihnen führen, in unterschiedlicher Weise selbst diese Berufsfelder als geschlechtlich kodiert begreifen. Da haben wir sowohl eine Beobachtung, dass das sehr wohl auch so wahrgenommen und dann eben auch thematisiert und verhandelt wird, bis hin, dass das keine große Rolle spielt, so als wäre das gar nicht ein Phänomen, das erzählenswert ist. Das heißt die interviewten Jugendlichen verhandeln das auch unterschiedlich. Und dann finde ich total spannend genauer hinzugucken in den Interviews, wo es auch Widersprüchlichkeiten gibt. Also einerseits gibt es narrative Inszenierungen, dass man sich erstmal mit so einem Care-Beruf identifiziert, beispielsweise sich bewusst entscheidet, ‚ich geh jetzt in den Bereich sozialpädagogischer Assistenz‘ und dann aber zugleich in den Begründungen wieder stark auf sowas wie männlich kodierte Eigenschaften zurückgegriffen wird. Also einen Fall hatten wir, da wird da gleich so eine ganze Berufsaufstiegskarriere imaginiert, also man bleibt zwar im Kitabereich, macht aber schon direkt parallel zur Ausbildung eine Weiterbildung und die Leitung ist eigentlich das zentrale Moment, wo man das eigentlich nicht mehr als Care-Identifikation beschreiben kann. Andere machen das dann wieder anders, über Betonungen von einer spezifischen Kompetenz, die dann an Männlichkeit geknüpft wird, also das Klassische: Die können dann mit den Jungs besser, die haben dann die besseren Angebote für die Jungs, das wird dann anerkannt als Besonderheit. Oder der Altenpfleger hat dann bestimmte körperliche Stärken, die es erleichtern bestimmte pflegerische Tätigkeiten zu tun. Also das fand ich spannend, immer wieder dieses Verhältnis: Einerseits eine Passung herzustellen zu diesem Care-Beruf, das durchaus auch hervorzuheben, dass man emotional zugewandt ist, sensibel ist, gerne mit den alten Leuten spricht, dass einem die Zusammensetzung eher weiblicher Mitarbeiterinnen gar nicht so bedeutsam ist. Und andererseits aber mehr oder weniger deutlich an verschiedenen Stellen dann doch wieder auf männlich kodierte Eigenschaften rekurriert wird, um eine Passung herzustellen zwischen den Care-Berufen und einem männlichen Normallebenslauf. Was aber auch interessant ist, ist das unterschiedliche andere Logiken mit reinspielen. Also die Idee, dass man jetzt junge Männer in diese sozialpädagogischen Berufe kriegt, indem man das Zugangsniveau herabsetzt und einen Hauptschulabschluss anerkennt, führt jetzt dazu, dass die Ausbildungszahlen in die Höhe schießen, führt dazu, dass die Anzahl der jungen Männer in der Ausbildung wächst. Aber junge Männer nutzen diesen Zugang dann auch für ganz andere Interessen, weil bestimmte Bewerbungen

vorher nicht funktioniert haben, um sich anders zu orientieren. Haben schon im ersten Ausbildungsjahr oft gesagt, ich bleibe auf keinen Fall in dem Beruf. Das macht deutlich, dass eine klischeefreie Berufswahl schwer politisch zu steuern ist.

Kevin Stützel: Ich möchte an dieser Stelle überleiten zum Forschungsprojekt von mir und Sylka Scholz. Wir haben zu biografischen Orientierungen von jungen Männern in Care-Berufen³⁰ geforscht. Sylka magst du anfangen und ich ergänze?

Sylka Scholz: Der methodische Ansatz ist ein anderer und zwar biographische Interviews zu führen und die mit der dokumentarischen Methode auszuwerten. Die Fragestellung ist, wie kommen männliche Jugendliche und junge Männer in Care-Berufe und was ich zeitdiagnostisch extrem wichtig fand war, dass junge Männer mit Migrations- und Fluchterfahrungen in diesen Care-Bereich gelenkt werden und deswegen haben wir einen recht großen Teil unseres Samples so angelegt. Dann hast du Kevin rausgearbeitet, dass es unterschiedliche Muster gibt, wie die jungen Männer in diese Berufe kommen. Es gibt die pragmatische Orientierung, wo wir sehr wenige Vergeschlechtlichungen im Material sehen. Jungen Männern mit Migrations- und Fluchterfahrung bietet der Beruf auch eine Bleibeperspektive. Das ist etwas, was gar nicht gesellschaftlich intendiert ist, sondern das ist etwas, was sich aufgrund von globalen Geschlechterverhältnissen verändert. Eine pragmatische Orientierung ist: ‚Wenn ich jetzt in der Gastro arbeite, dann verdiene ich ja noch weniger Geld und dieses Geld im Pflegeberuf reicht mir, ich weiß schon, dass das als unterbezahlt gilt, aber für mich ist das ok‘. Da kommt eine ganz andere Wertung rein, die dann mit Fachlichkeit und professionellem Status verbunden werden kann, was sich sehr stark überschneidet mit dem passageren Muster. Es hat was Anderes nicht geklappt und es ist von Anfang an klar, das ist nur eine Übergangspassage und das geht dann in Richtung eines Medizinstudiums oder Ähnliches. Also man versucht da einen Aufstieg zu initiieren, das würde am stärksten vielleicht noch zu männlichen Karrierevorstellungen passen. Der Care-Beruf kann positiv gesehen werden als Möglichkeit der eigenen Erweiterung. Dann haben wir das generative Muster und das bricht nochmal das Vorurteil auf, dass Männer keine Fürsorge leisten. Das ist keine sehr große Gruppe, aber es gibt eben diese Jungs, die schon von Anfang an eine familiäre Tradition von Fürsorgeerfahrung erzählen, dass sie die Großmutter schon ab sechs Jahren unterstützt haben und sagen: ‚Ich habe so eine Art Pflegegen, für mich gibt es einfach gar nichts anderes, als diesen Beruf‘. Das ist dann so eine Art Berufung. Was Kevin noch gefunden hat, ist das altruistische Muster, wo die Befragten über biographische Krisensituationen in den Care-Beruf reinkommen. Das ist nicht passager, sie haben nicht

³⁰ Vgl. die Artikel Stützel und Scholand und Stützel und Scholz in diesem Band.

eine Idee, da muss ich wieder raus, sondern aufgrund einer gescheiterten Karriere oder Ähnliches kommen sie in die Pflege und sehen da plötzlich, hier können sie authentisch das sein, was sie sind. Das ist ihre Deutung und all diese Deutungen haben gar nicht so viel im Vordergrund mit Männlichkeit zu tun. Trotzdem hast du das ja auch rausgearbeitet, dass diese Passung hergestellt werden muss, weil, was Stephan vorhin schon gesagt hat, Zeichen und Struktur, es ist halt ein weiblich vergeschlechtliches Berufsfeld, wo sie in einem spezifischen historischen Moment reinkommen und sie müssen sich damit auseinandersetzen. Was wir aber jetzt nochmal stärker empirisch gemacht haben, das liegt aber vielleicht auch daran, dass wir mit Careforschung drauf geguckt haben, was die eigentlich leisten müssen und das trifft auch auf junge Frauen zu: Sie müssen die Arbeit als ein Beziehungsverhältnis lernen zu strukturieren, die gesamten Caretätigkeiten und da wird das dann spannend, wo wird Geschlecht relevant gesetzt. Wenn ein junger Mann eine Patientin waschen soll, bei der Körperpflege, da wird beispielsweise Geschlecht relevant gesetzt. Bei ganz vielen anderen Tätigkeiten aber nicht. Der Umgang mit Scham und Ekel, das trifft auf viele Frauen ganz genauso zu, und das wäre mal ganz spannend, ob das bei den Frauen in der Pflege thematisch wird. Ich habe keine Studien bisher dazu gelesen, dass das bewältigt werden muss. Und an diesem Punkt arbeiten wir jetzt weiter, also was hat das mit Geschlecht, mit Emotionen zu tun, dieses Beziehungsverhältnis zwischen den *care givern* und *care receiveern* auszugestalten. So sind wir nicht reingestartet, das hat sich für uns aus der Empirie ergeben, unseren Fokus darauf nochmal scharf zu stellen.

Kevin Stützel: Wo siehst Du Verbindendes oder Unterschiede zum Schulprojekt³¹ Jürgen?

Jürgen Budde: Das Schulprojekt weist im Prinzip auf das hin, was wir schon theoretisch diskutiert haben, nämlich eine Ausdifferenzierung von verschiedenen Positionen. Wir haben uns ja Schulen im Zeitverlauf angeguckt und man kann feststellen, wie das Geschlecht als Ordnungskategorie eher an Relevanz über die Zeit verliert, sowohl was die Peerpraktiken angeht als auch was die pädagogischen-professionellen Praktiken angeht. Geschlecht spielt in der ersten Klasse eine wahnsinnig große Rolle, gerade zur Organisation des pädagogischen Alltages. Das zeigt sich in bestimmter Weise auch in dem Kitaprojekt. Geschlecht ist aber nicht unbedingt an Dominanz gebunden oder an Hegemonie und Herrschaft, sondern die Kategorie hilft beispielsweise in der Schule bei der Frage, wer ist dran, wer sitzt wo? Die Bedeutung nimmt aber auf der Ebene der praktischen Alltagsorganisation ab, je höher die Klassenstufe ist. Was uns erstaunt hat, war aber, dass gleichzeitig die Relevanz von Geschlecht als Gegenstand des Unterrichtes zunimmt. Wir haben in der Mittelstufe und in der Oberstufe zunehmend eine ganze Reihe an Unterrichts-

³¹ Vgl. den Artikel von Dietrich und Budde in diesem Band.

stunden gesehen, in denen in irgendeiner Art und Weise auch Geschlecht reflektiert worden ist. Geschlecht kommt als eine reflexive oder als eine Wissenskategorie ins Spiel und gestaltet insofern Unterricht selbst mit. Das bringt uns zu dieser Aussage, dass in diesen pädagogischen Praktiken geschlechterkritisches Wissen eingesickert ist. Geschlechterkritik führt aber nicht immer zu einer Auflösung von Geschlechterkategorien. Zum Beispiel diese Aufrufketten in der ersten Klasse sind geprägt von der Annahme, möglichst ‚geschlechtergerecht‘ zu handeln, kein Geschlecht zu benachteiligen. Da kommen dann immer Jungen und Mädchen abwechselnd dran, nicht nur, um zu vermeiden, dass Schüler*innen oder eben Freund*innen nur ihre Freund*innen drannehmen, sondern auch, um Geschlechtergerechtigkeit herstellen, also Geschlechterhierarchie wird entdramatisiert, aber Geschlechterdifferenz dramatisiert. Also es ist durchaus ein kritisches Wissen vorhanden, das führt aber, wie grad schon gesagt, aufgrund der Handlungsproblematiken von Unterricht, nicht immer zu einer Auflösung oder Reflexion von Geschlechterkategorien, sondern bestärkt diese trotz des geschlechterkritischen Anspruchs. In der Summe haben wir den Eindruck, Geschlecht spielt eine Rolle und zwar nicht mehr im Sinne von einem ‚heimlichen Lehrplan‘, wie das noch in den 1970er, 1980er Jahren war, sondern tatsächlich eher in so einem Versuch, in einer pädagogischen Institution mit einem rahmenden gesellschaftlichen Auftrag eine Form von Geschlechtergerechtigkeit herzustellen. Im Vergleich mit den Studien, die Faulstich-Wieland³² gemacht hat, wo es auch darum ging, die impliziten Konstruktionsprozesse zu zeigen, ist es ein Stück weiter. Geschlecht ist nicht mehr so verdeckt und implizite oder explizite Benachteiligung von Jungen oder Mädchen spielt auch keine so große Rolle mehr. Geschlecht wandelt sich im Laufe der Zeit von einer Ordnungskategorie zu einer Reflexionskategorie. Was wäre noch zu sagen? Wir haben uns fünf Schulen insgesamt angeguckt, in drei von den Schulen tauchte die Frage nach Transsexualität auf, nonbinär das ist auch ein Thema, was in den Schulen, entweder von den Schüler*innen oder von den Lehrkräften, verhandelt wird. Also wir würden sagen für die Schule zeigt sich eine Parallelität von ganz unterschiedlichen Formen des Jungeseins, die sowohl geschlechterkritisches Wissen umfassen können, als auch alternative Varianten, die vielleicht an das anschließen, was wir als *caring masculinities* bezeichnen. Es gibt aber auch Formen dessen, was mit Connell in Form von Hegemonie verstanden werden könnte. Und wir finden zu Teilen auch etwas, was wir als Silencing bezeichnen würden, es ist weder eine Alternative noch eine Kritik, sondern wo Geschlecht aussetzt. Silencing funktioniert ein bisschen in Anlehnung an Hirschauers Konzept des *undoing gender*³³. Wobei das auch bei Hirschauer nicht klar formuliert ist, ob *undoing* ein ‚Nicht-

³² Vgl. etwa Faulstich-Wieland (1991).

³³ Hirschauer (2001).

Machen‘ ist oder ein bewusstes Absehen oder ‚Was-Anderes-Machen‘. Aber diese vier verschiedenen Praktiken³⁴ finden wir nebeneinander und je nach Kontext, sind die Bedeutsamkeiten immer auch unterschiedlich.

Kevin Stützel: Damit möchte ich an Stephan übergeben: Es wurde schon angesprochen, wie Geschlecht als Ordnungskategorie im Feld der Schule eingesetzt wird. Wie hat sich das bei euch im Projekt zur frühkindlichen Bildung³⁵ gezeigt?

Stephan Höyng: Etwas stärker als in den anderen Untersuchungen haben meine Kollegen in der Kita eine Gleichzeitigkeit von geschlechterpolarisierenden und nichtpolarisierenden Einflüssen beobachten können. Da hängt vor einer Kita eine Regenbogenflagge verbunden mit der Forderung nach Geschlechtergerechtigkeit, andererseits tragen Kinder Taschen, Brotbüchsen, Wasserflaschen oder Kleidungsstücke, die klar zwei Geschlechter polarisieren in der Einrichtung. Das setzt sich fort bei der Personalzusammensetzung: Es gibt Kitas, in denen es keine Besonderheit, sondern eine Normalität ist, dass auch Männer erziehen. In anderen arbeiten nur weibliche und überhaupt keine männlichen Pädagogen. Neben dem Personal gibt es sowohl Geschlecht polarisierende als auch nicht polarisierende Strukturen der Räume, Logiken der Institution oder Praktiken. Etwa, wenn Erzieherinnen Bewegungsaktivitäten nicht als Spiel verstehen und unterbinden und damit vermehrt Jungen regulieren. Aber relevanter, ja zentral erscheint in der Untersuchung die Logik der Altershierarchie zwischen den Pädagog*innen und Kindern und unter den Kindern selber. Betrachten wir, wer mit wem spielt, wie sich Gruppen im freien Spiel zusammenfinden, dann können neben der entscheidenden Altersfrage noch einige weitere Kriterien von Bedeutung sein, ob das jetzt Sprache oder Nachbarschaft ist, ob die Kinder sich schon kennen. Und da kann dann eben auch das Geschlecht relevant sein, muss es aber nicht. Es gibt zwei Spiele, wo sich im Sample deutlich ein *doing gender* zeigt: Wenn die Kinder die Erwachsenenwelt nachspielen, sind etwa die Rollenspiele von Familie doch sehr binär und geschlechterpolarsiert. Das zweite sehr geschlechterpolarisierende Spiel ist Fußball, da tauchte bei Kindern wie bei Pädagog*innen dauernd eine Geschlechtszuordnung auf. Aber bei vielen anderen Spielen handelten Kinder sehr frei, situations- und kontextabhängig. Kinder haben aus Barbiepuppen einen Spiderman gemacht oder Puppenwagen zum Transport von Baumaterialien benutzt. Damit haben sie Artefakte, Gegenstände, die eigentlich als geschlechtsbezogene Platzanweiser wirken sollen, einfach umgedeutet und damit auf eine ganz eigene Weise Geschlecht flüssig gemacht. Sie haben dieses Differenzangebot nicht angenommen, sondern die Möglichkeit zur Indifferenz genutzt, um diese geschlechtlich aufgeladenen Gegen-

³⁴ Vgl. das 4-Felder-Schema in der Einleitung in diesem Buch.

³⁵ Vgl. den Text von Cremers und Krabel in diesem Band.

stände eigensinnig ganz anders zu verwenden. Das zeigt, dass zumindest in diesen Kitas Kinder einen großen Spielraum haben, vielfältige Verhaltensweisen auszuprobieren und ihre Eigenlogik gegenüber typischen Erwartungen behaupten können.

Kevin Stützel: Die Überleitung zu dir Thomas Viola³⁶, was sind zentrale Befunde, was sind Gemeinsamkeiten, oder auch Linien, die sich durch das Verbundprojekt ziehen?

Thomas Viola Rieske: Ich habe ja auch ein bisschen empirisch gearbeitet und eine Facebookgruppe zur geschlechtersensiblen Pädagogik untersucht. Da ist meine Beobachtung, dass es so eine Art Herzchenideal gibt. Soziale Medien funktionieren ja so, dass man was postet und dann wird das bewertet, u.a. mit einem Herzchenlike. Das ist eine emotional gefärbte Wertung, ein Ausdruck von einer affektiven Besetzung. Und wenn es um Jungen geht, so scheinen mir der Junge mit rosa Kleid und der transgeschlechtliche Junge, dem seine Transition gelingt, das Herzchenideal zu sein. Also Postings, die das beinhalten, erhalten besonders viele von diesen Likes. Dahinter scheint mir die Hoffnung zu stehen, dass das Mögliche erweitert oder entgrenzt wird, also das Jungs nicht mehr irgendwas sein müssen. Und da würde ich sagen ‚Ok, Jungenpädagogik ist dann so eine Entlastung von Männlichkeitsanforderungen oder Befreiung‘, das ist ein verbreitetes, vielleicht auch dominantes Bild von Jungenpädagogik, jedenfalls unter denen, die sich als männlichkeitskritisch verstehen. Und das finde ich so markant, weil ich sagen würde, Jungenpädagogik enthält auch immer eine Konfrontation mit etwas, also nicht nur Entlastung von, Befreiung von, sondern auch Konfrontation mit Anforderungen. Das ist vielleicht pädagogisch nicht mehr so legitim, weil Normativität negativ konnotiert ist gerade beim Thema Geschlecht. Wir beglücken die Leute lieber, als dass wir sie einschränken.³⁷ Klar, die Frage der Begrenzungen von Junge- und Mann-Sein, die muss gestellt werden. Und es gilt, diese Grenzen da zu erweitern, wo sie Probleme machen. Aber ich finde, dass das nicht reicht. Es geht in Pädagogik eben auch um die Konfrontation mit bestimmten Anforderungen z.B. der Mitmenschlichkeit, der Achtsamkeit für andere und für sich. Da geht’s dann um etwas anderes für mich, nicht eine Erweiterung von Handlungsspielräumen, sondern eher um eine neue Strukturierung. Und bei Männlichkeit ginge es dann darum, dass die Bezogenheit, die man(n) hat, zu sich und zu anderen, dass die sich verändert. Weniger Coolness und Abgrenzung, mehr Anerkennung von Bedürftigkeit und Abhängigkeit. Jedenfalls in manchen Bereichen. In anderen ginge es vielleicht sogar um mehr Abgrenzung, etwa mit Blick eben auf die Identifikation mit Erwerbsarbeit oder bei Einladungen zu Dominanzverhalten. Das ist ein

³⁶ Vgl. die Texte Rieske und Budde und Budde und Rieske in diesem Band.

³⁷ Vgl. hierzu auch Rieske (2021).

Ergebnis der theoretischen und empirischen Arbeit in meinem Teilprojekt. Übergreifend, ich frag mich jetzt doch, nachdem ihr gesprochen habt, bei Anderson, der diese These hat, dass es immer diese orthodoxe Männlichkeit gab, die beschrieben wurde, also man dominiert, ist sexistisch und darf nicht kuscheln und dann gibt es die inklusive Männlichkeit, wo Kuscheln erlaubt ist und wo man nicht misogyn ist. Und Anderson sagt nun, diese beiden Muster existieren gleichrangig zueinander. Ich fand das eine schräge These, weil ich finde, dass das nicht funktioniert. Weil beide Muster auch über die Abgrenzung vom jeweils anderen funktionieren, da geht ja keine friedliche Koexistenz da die anderen auch schon sind. Aber was ihr so beschreibt, könnte man genauso interpretieren. Gerade was du sagtest Stephan, mit der Gleichzeitigkeit von polarisierenden und nicht-polarisierenden Einflüssen. Wie so eine friedliche Koexistenz von Sachen, die man fast unver-einbar nennen könnte und wo man eigentlich annehmen könnte, die müssten doch in einem Kampf irgendwie zueinander sein. Das finde ich interessant, ist das wie so ein wechselseitiges Laissez-faire?

Jürgen Budde: Ich glaube es ist ja nie eine friedliche Koexistenz, es kommt immer auf die jeweiligen Kontexte an. Viele von unseren Projekten, haben sich ja auch explizit Kontexte angeguckt. Das war ja auch beim Projekt zu non-formaler Bildung³⁸ so, die am Rande des Erwartbaren geforscht haben. Anspruch der Teilprojekte war es, durch Fragestellung oder Feldauswahl sozusagen die Ränder von Männlichkeitskonstruktion in den Blick zu nehmen. Das macht was aus, deswegen ist die kritische Perspektive vielleicht auch stärker, als hätten wir uns einen Fußballverein, eine Burschenschaft und vielleicht ein katholisches Elitelymasium angeschaut. Ich würde aber davon ausgehen, dass sehr Unterschiedliches parallel besteht und um Deutungshoheit ringt. Ob das jetzt immer Hegemoniekämpfe sind, weiß ich nicht, aber dass Spannungsfelder bestehen, da bin ich mir sehr sicher. Ich glaube nicht, dass das Spannungsfeld nur zwischen zwei Polen ist, die auf einer Linie angeordnet sind, das Feld ist nicht entweder hegemonial oder inklusiv, sondern vielfältiger. Da habt ihr ja in euren Projekten viele verschiedene Positionen, die sich unterschiedlich auf Fragen von Geschlecht beziehen oder eben nicht beziehen. Und das finde ich an diesem *inclusive masculinity*-Ansatz schwierig, dass es so eine Art Polarisierung provoziert: Ist die Praxisform orthodox oder inklusiv? Ich glaube, wenn wir es schaffen, uns Männlichkeiten als Feld vorzustellen, dann hat man am Ende eine bessere Vorstellung davon, dass Geschlecht und Männlichkeit tatsächlich durch so eine Gemengelage unterschiedlicher paralleler Entwicklungen gekennzeichnet sind. Für den pädagogischen Bereich zeigt sich diese Gemengelage noch mal als besondere, einmal etwa aufgrund des normativen Anspruches an Geschlechtergerechtigkeit, zum anderen wegen der inhärenten Vergeschlechtlichung pädagogischer Handlungsfelder, aber auch, weil

³⁸ Vgl. den Text von Greif und Schuck in diesem Band.

Entwicklungsprozesse ein wichtiger Bestandteil pädagogischer Handlungsfelder sind.

Kevin Stützel: Ich würde da gerne gleich einhaken und die Frage aufgreifen, was besteht da eigentlich parallel bzw. was wird unterschiedlich gemacht. Sylka hat die männlichen Altenpfleger mit Flucht- oder Migrationsbiographie in unserer Untersuchung angesprochen. Obwohl sich bei allen Befragten zeigt, dass sie eine Passung zum Care-Beruf herstellen müssen, wird deutlich, dass sich diese Passung unterscheidet. Da gibt es auf der einen Seite die männlichen Auszubildenden, die wir als altruistisches Muster bezeichnet haben, die aus geschlechtstypischen Berufen kommen und aufgrund von biographischen Krisenerfahrungen diesen Weg nicht mehr weiter gehen können. Es kommt zu einem Wechsel des Berufsfeldes, in die Altenpflege, und die Befragten erzählen mir es geht nicht um Professionalität, mich interessiert nicht das medizinische Wissen, das Technische, sondern die sagen: ‚Ich bin der Clown, der Paradiesvogel‘. Und um das kurz zu kontrastieren mit den Auszubildenden, die eine Flucht- und Migrationsgeschichte haben, die sagen, die Pflege sichert mir die Aufenthaltsgenehmigung oder sichert mir einen besseren Verdienst. Aber wo gleichzeitig klar wird, eine Haltung, sich als Clown oder Paradiesvogel zu beschreiben ist völlig undenkbar für diese Auszubildenden. Was sie erleben, sind rassistische Diskriminierungen von Kolleg*innen und zu pflegenden Bewohner*innen bzw. grenzverletzende Situationen, dass es zu sexuellen Adressierungen kommt. Das finde ich interessant, sich in so einer Gemengelage zu fragen, wie funktioniert dann diese Gleichzeitigkeit, diese Ungleichzeitigkeit in diesem Feld.

Sylka Scholz: Jürgen und Thomas ihr habt ja dieses 4-Felder-Schema entwickelt. Vielleicht könnt ihr nochmal sagen, wo ihr das so theoretisch verortet. Geht es um Praktiken? Aber es geht ja auch um hegemoniale Männlichkeit, alternative Männlichkeit, Geschlechterkritiken, also *critical queering masculinity*, und um *ignoring masculinity*. Wenn man das jetzt als Modell begreift, kann man das sehr gut auf unser Forschungsfeld übertragen. Das geht bei uns allen und dann kann man sich angucken, in welchen Relationen das jeweils zueinandersteht. Also bei diesem pragmatischen Muster ist Männlichkeit irrelevant, ob das ein weiblich vergeschlechtlichtes Feld ist oder nicht, ist egal, das ist ihr Berufsfeld. Die Geschichten sind ja sehr dramatisch: Sie stehen kurz vor der Abschiebung und wenn du jetzt noch irgendwie einen Arbeitsvertrag kriegst, dann wirst du nicht abgeschoben. Da geht es wirklich um die Existenz. Ich glaube das funktioniert, aber wo würdet ihr das theoretisch verorten, was habt ihr da gemacht?

Jürgen Budde: Ich habe versucht aufzugreifen, was aus den unterschiedlichen Projekten kommt, also rauszukommen aus dieser schon erwähnten Polarisierung – was ist hegemonial oder inklusiv? Wie verhält sich das mit der Transformation? – Und da was anders anzubieten. Ich hatte den Eindruck, die Pola-

risierung bildet sich im Verbundprojekt nicht ab. Der zweite Impuls war, dass es in vielen Projekten sowas gibt wie ein Moment des *undoing gender*. Aber dann dachte ich mir, was ist denn jetzt damit gemeint? Weil, das kennen wir ja aus dem Schulkontext, dieses *undoing* kann ja entweder ein Übersehen von Geschlecht sein. Es gibt ja auch Lehrkräfte, die behaupten, das spielt für mich gar keine Rolle und wenn man dann aber in die Praxis reinschaut, stellt man fest, es spielt doch eine Rolle: Dieses ‚Ich behandle alle gleich‘ ist ja oft in der Praxis das Gegenteil. Es kann aber auch ein bewusstes Absehen von Geschlecht sein. Also ist das 4-Felder-Schema der Versuch, die Vielschichtigkeit ein Stückweit in die Begrifflichkeit aufzunehmen und erstmal zu sortieren. Wie lassen sich die theoretischen Beiträge, die aus den Projekten kamen, sortieren? Ich hatte den Eindruck, es gibt einen Unterschied zwischen denjenigen, wo explizit Geschlechterkritik formuliert wird, das ist beispielsweise in dem Projekt nonformale Bildung der Fall, die haben ja sehr stark eine Geschlechterkritik mit drin, das gab es auch im Schulprojekt. Ich glaube auch in dem Projekt zu den Berufsvorbereitungsklassen. Und es gibt eine Praxis, die sich in der Art und Weise zeigt, wie sich Kinder in der Kita untereinander kümmern, wie sich Schüler*innen untereinander kümmern oder was ihr mit dem Pflegenden beschreibt. Also alles Situationen, wo es nicht darum geht, Kritik an Verhältnissen zu üben, sondern für sich selber eine nicht-dominante Praxis zu realisieren. Und daraus hat sich jetzt als einen Sortierungsversuch das 4-Felder-Schema ergeben, genau diese vier verschiedenen Angebote zu unterscheiden. Wie hoch man die jetzt theoretisch ziehen kann, da habe ich noch gar nicht drüber nachgedacht.

Thomas Viola Rieske: Theodore Schatzki argumentiert in einem Text, dass es nicht diese Struktur da oben und dann so ein Mikrofeld unten gibt.³⁹ Der sagt, es gibt Praktikenbündel, die sind unterschiedlich dick. Es ließe sich versuchen, herauszufinden wie dick sind diese vier Praktikenbündel, um eine Art Zeitdiagnose zu bekommen. Ich finde es aber wahnsinnig schwierig, das zu bestimmen, weil es geht ja nicht nur um die Menge, sondern es geht ja auch um die Frage, inwieweit ist das institutionalisiert? Das wäre jetzt vielleicht nochmal eine andere Theoretisierung.

Stephan Höyng: In der Kita ist Geschlecht noch sehr fluide, bei den älteren Jugendlichen wird die Polarisierung schon greifbarer. Das kann man jetzt auf zwei verschiedene Weisen deuten: Man könnte sagen „In zehn, zwanzig Jahren ist die Polarisierung der Geschlechter Geschichte, da sind dann diese fluiden Kinder erwachsen und gestalten die Welt.“. Oder aber wir verstehen diesen Befund als eine künstliche Längsschnittuntersuchung und beschreiben damit einen Entwicklungsprozess vom Kind zum Erwachsenen. Dann entwickelten sich bei den meisten aus einem eher flüssigen Umgang mit Geschlechterkate-

³⁹ Vgl. Schatzki (2016).

gorien in der frühen Kindheit eine immer klarer werdende Verordnung in einem zweigeschlechtlichen System. Ich sehe beides: Die Veränderung und die Beharrungskräfte. Aus der Schule berichtet Jürgen ja von Anrufungen der Kategorie Geschlecht, die nicht hierarchisch gemeint seien, sondern nur der Vereinfachung und Ordnung dienten. Doch ich sehe, dass es eben schon Anrufungen sind, die eben erstmal klar machen ‚du bist aber ein Junge und das lernst du schon noch in den nächsten Jahren und nach der Schule weißt du das dann‘. Darauf aufbauend können dann andere Männlichkeitsanforderungen angebracht werden, die auch Hierarchien, Ungleichheit und Diskriminierung mit sich bringen. Ich sehe also neben einem Prozess der Vergeschlechtlichung von Kindern und Jugendlichen auch Auflösungserscheinungen von Geschlecht. Es hat sich ja schon eine Menge verändert. Viele Verhaltensanforderungen von Eltern an Jungen und Mädchen, die ich noch aus meiner Kindheit aus den 1960er Jahren werden heute höchstens von rechtsextremistischen Eltern gestellt. Doch Männlichkeitsanforderungen aus anderen Quellen können eben auch an Bedeutung gewinnen, etwa aus Medien. Abschließend möchte ich noch einmal unsere Werteorientierung als Forschende klären, bei allem Bemühen sind wir ja nie neutrale Beobachter. Was ist eigentlich unsere Position, welche Haltung finden wir richtig? Thomas, du hattest das ja vorhin über das Ideal von dem Jungen mit dem rosa Kleid gesprochen. Ich kann eher noch zu dem Ideal der ‚interdependenten Mündigkeit‘ stehen. Dabei geht es eben nicht nur um die Handlungsfähigkeit als Person, sondern auch darum, sich in Beziehung zu verstehen, in Kommunikation, sich nicht nur in Konkurrenzbeziehungen, sondern ebenso in Kooperationsbeziehung wahrzunehmen.

Thomas Viola Rieske: Das war als es um den Bildungsbegriff ging. Im traditionellen Bildungsbegriff geht es darum, mündig werden, das impliziert dann auch Selbstbestimmung und Autonomie. Und da dachten wir, wie kriegt man das Relationale rein und haben gesagt ‚interdependente Mündigkeit‘.⁴⁰

Kevin Stützel: Dieses Projekt ist ja ursprünglich auch mal gestartet, um eine Aktualisierung von Männlichkeitsforschung zu leisten, in Abgrenzung oder in Bezugnahme zu Männlichkeitskonzeption von Raewyn Connell und Pierre Bourdieu, die vorherrschend waren oder sind in der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung. Welches Resümee zieht ihr nach diesem Projekt, nach drei Jahren Arbeit an empirisch-theoretischen Gegenständen: Was macht da eine Zeitdiagnose aus, was ist vielleicht auch eine Leistung des Verbundes, und mit dem 4-Felder-Schema inzwischen schonmal angesprochen.

Thomas Viola Rieske: Sowohl als auch!

⁴⁰ Siehe der Text von Rieske und Budde in diesem Band.

Sylka Scholz: Aber ‚sowohl als auch‘ ist so ein Alltagsbegriff. Da finde ich das 4-Felder-Schema schon total gut, um zu sagen, dann lasst uns da nochmal weiterdenken.

Jürgen Budde: Ich möchte als Zeitdiagnose die Parallelität herausstellen, dass zumindest für bestimmte pädagogische Kontexte auch andere Formen von Geschlechterrepräsentation im Vordergrund stehen können. Wie weit das jetzt reicht, weiß ich nicht so genau, aber ich finde, dass wir mit dem Schulprojekt, da geht es ja auch um Leistung, dass eine bestimmte Form dessen, was bei Connell ‚protestierende Männlichkeit‘ heißt, nicht erfolgreich in der Schule ist. Also diese These, dass Jungen in der Schule nebenbei sowas wie Souveränität und Durchsetzungsfähigkeit erwerben und was ihnen dann später als patriarchale Dividende nützt, also diese Konstruktion können wir so nicht untermauern. Sondern wir haben den Eindruck, dass auch andere Normen und Werte gelten, die mit traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit nicht besonders gut vereinbar sind. Ich glaube das gilt nicht nur für den schulischen Bildungskontext, sondern das gilt für viele Bildungskontexte in unterschiedlicher Art und Weise. Dabei ist der Bildungsbereich ein besonderer Kontext, wo eben klar ist, Bildung steht, anders als Wirtschaft und Erwerbsarbeit, nicht ganz oben in der gesellschaftlichen Anerkennungshierarchie. Ich habe den Eindruck, dass es bei all der Pluralität darauf hinausläuft, die Bedeutung von Geschlecht, von Männlichkeit weiter einzuklammern. Ich würde nach diesem Projekt sagen, Männlichkeit ist weiterhin eine relevante Kategorie für die soziale Ordnung, für soziale Ungleichheit, als biographische Identifikationskategorie für Jungen, aber mir scheint deutlich, dass sie weder omnirelevant noch permanent präsent ist, sondern andere Differenzkategorie oder andere Identitätskonstruktion, andere Ungleichheitsverhältnisse, spielen eine ebenso große, oder sogar eine größere Rolle.

Stephan Höyng: Ich mache ja Männlichkeitsforschung, weil ich Benachteiligung, Diskriminierung beheben will. Das heißt zuerst, diese aufzuzeigen, zu analysieren, Handlungsoptionen zu erkunden, um dann Veränderungsschritte einleiten zu können. Aber es erscheint mir zunehmend schwieriger klare Gruppen von geschlechtsbezogenen Benachteiligten und Diskriminierten zu benennen. Die Lebenslagen werden immer unterschiedlicher und individueller. Zudem geht es in dieser individualisierenden Gesellschaft vermehrt um Anerkennung, die unter anderem auch medial gewonnen werden muss. Es ist keine leichte Aufgabe, zu klären, wo Benachteiligung und Diskriminierung beginnen. Ist es diskriminierend, wenn jemand nicht dieselbe mediale Aufmerksamkeit erfährt wie jemand anderes, der/die sich besonders geschlechtstypisch inszeniert? Vielleicht, wenn die Medienplattform das steuert. In der wachsenden Bedeutung von Individuellem und von Symbolen hilft es mir, auch weiterhin Diskriminierung nicht nur an Anforderungen und Ausgrenzungen festzumachen. Ich möchte die strukturellen Ebenen nicht aus dem Blick verlieren und

das sind besonders institutionelle und ökonomische Benachteiligungen und Gewalt.

Kevin Stützel: Ergänzungen, Widerspruch?

Marc Thielen: Ich fände es schon nochmal spannend, die Erkenntnisse, die haben wir ja in bestimmten Feldern, in denen wir uns bewegt haben, einzuordnen. Jetzt haben wir uns eben geschlechtsuntypische Felder angeguckt, beispielsweise. Wir könnten problematisieren, dass wir doch auffallend viel in Großstädten, in Westdeutschland unterwegs sind. Man könnte auch die Altersfrage stellen: Wir bewegen uns in Kindheit, Jugendalter, vielleicht noch junges Erwachsenenalter. Also eine Zeitdiagnose zu Männlichkeit, da müssten wir nochmal Kontrastfelder und -fälle hinzuziehen. Ich habe jetzt nochmal einiges zur Jugendkulturforschung gelesen. Da wird ja auch eine kulturelle Inszenierung von Jugend beschrieben und da wird im Moment schon diese Spaltung problematisiert, dass wir einerseits so Jugendkulturen in Großstädten, gutbürgerlich, mittelschichtsorientiert haben, wo man sowas wie *inclusive masculinity* wahrscheinlich eher finden würde. Und, das ist vielleicht auch etwas stereotypisierend, aber zugleich gibt es auch so Gegenbewegungen. Es gibt dann eben auch, das ist dann eher ein bisschen so, finde ich, pauschalisierend, aber so eine neue Unterschicht, eher in Ostdeutschland, so wird das dann genannt. Was findet man da eigentlich für kulturelle Praktiken und sind das vielleicht Männlichkeiten, die man da finden würde, die wir im Projektverbund durch unsere Perspektive gar nicht erblickt haben?

4 Zum Schluss: Jungenforschung, Männerforschung, Männlichkeitsforschung – offene Positionierungen

Kevin Stützel: Kommen wir zum Abschluss unserer Diskussionsrunde. Wo sehen wir jeweils Jungen- und Männlichkeitsforschung in Zukunft verortet? Braucht es eine spezifische Jungen-, Männer- und/oder Männlichkeitsforschung? Jungen mit Sternchen? Was ist das, was wir hier betreiben?

Stephan Höyng: Jungen sind nicht gleich Jungen finde ich, also die Zielgruppen, die angeschaut wurden, die gefragt wurden. Wenn man Männlichkeitsforschung drüberschreibt, wenn es sozusagen ein Spannungsfeld gibt, zwischen Junge- und Mannsein, warum so einen Stern dran? Wenn wir den Jungenbegriff so fassen können, dass die, die sich drunter fassen wollen, eben auch als Jungen adressiert werden, finde ich „Jungenforschung“ ausreichend.

Thomas Viola Rieske: Ein Projekt zu machen zu Jungen, das hat seinen Wert, aber dann muss ich mir dessen bewusst sein, was meine Aussagen sind, weil

wenn ich jetzt mal mit den Mädchen durch das Schulgebäude gehe, fragen würde, was sie toll finden und was nicht, dann werde ich etwas über diese Räume erfahren, was ich durch die Jungs nicht erfahre, also wer sich wo wohlfühlt, jetzt mal als einfaches Beispiel. Dasselbe nochmal, wenn ich nicht-binäre Schüler*innen fragen würde. Da merke ich schon manchmal selber so Zweifel an dem Fokus auf diese Gruppe.

Sylka Scholz: Ich betreibe soziologische Geschlechterforschung und es hat ja einen historischen Grund, warum wir erstmal auf Jungen, männliche Jugendliche, junge Männer geguckt haben, weil die nicht im Fokus der Frauen- und Geschlechterforschung waren. Seit Jahren beobachte ich so eine Schräglage: Gibt es eine Studie oder gibt es Studien, die Praktiken von Mädchen in der Bildung so untersuchen, wie wir das jetzt gemacht haben?

Jürgen Budde: Mir ist keine bekannt. Wir haben das im BMFSFJ vorgeschlagen, man müsste parallel das Gleiche mit Mädchen erforschen. Das ist, glaube ich, immer noch die Post-PISA-Aufmerksamkeitsökonomie, die dazu führt, dass vor allem Jungen im Zentrum stehen.

Sylka Scholz: Wenn man jetzt das Thema Pflege nimmt, die Frage, wie Frauen pflegen, wird nicht gestellt, die ist gar nicht untersucht. Dann kommt Männlichkeitsforschung und fragt, wie pflegen Männer und dann merkst du aber, hey um das jetzt vergleichen zu können, fehlen entsprechende Studien. Es bräuchte in der Geschlechterforschung einen Schub, die Relationalität von Geschlecht wirklich ernst zu nehmen.

Jürgen Budde: Wir haben ja die Literaturstudie⁴¹ gemacht, da findet sich tatsächlich diese Selbstbezüglichkeit des Feldes, die Rezeption von als männlich gelesenen Autoren, das fand ich einen bemerkenswerten Befund. Wenn man sich als erziehungswissenschaftliche Jungenforschung oder als erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung zum Thema Jungen versteht, wäre sicherlich dieser viel breitere Anschluss in Richtung Feminismus, Geschlechterforschung, Frauenforschung, intersektionale Perspektiven eine Grundbedingung. Dann halte ich sie für total notwendig, weil sie uns etwas über eine relevante soziale Kategorie erklären, sowohl für die Aufklärung von Ungleichheitsverhältnissen als auch für subjektive Identifizierungsprozesse von Kindern und Jugendlichen, mit denen wir in pädagogischen Kontexten zu tun haben, relevant sind.

Marc Thielen: Ich wollte noch einen Punkt einbringen zur Begrifflichkeit, also ich hadere mit dem Begriff Jungenforschung tatsächlich, weil ich es immer ein Stückweit dann doch vergleiche mit anderen Differenzlinien. Also ich hatte auch mal eine Professur mit Migrationsschwerpunkt, da würde man nie sagen, da machen wir Migrant*innenforschung, das würde man ganz stark kritisieren,

⁴¹ Vgl. den Beitrag von Budde und Rieske in diesem Band.

weil damit Verhältnisse von Macht und Gesellschaft dethematisiert werden und die Migrant*innen als homogene Gruppe konstruiert werden. Ich sehe die Gefahr wieder zu homogenisieren, eine Gruppe dann doch zu reifizieren. Deswegen würde ich persönlich etwas mit Männlichkeit als Begrifflichkeit bevorzugen, auch wenn ich da auch nicht ganz glücklich mit bin, wegen der zunehmenden Pluralisierung.

Jürgen Budde: Geht es um die theoretische Benennung des Feldes oder geht es um die Frage, auf wen gucken wir denn dann? Das war ja ein Vorschlag von Thomas Viola, man muss unterscheiden: wenn man auf Jungen guckt, ist es nicht automatisch Männlichkeitsforschung und umgekehrt. Von daher würde ich da mitgehen, ich glaube das Forschungsfeld, das wir in dem Projekt bearbeitet haben, was auch so benannt werden könnte, da ging es erstmal um Jungen, das war der Einsatzpunkt und von da aus haben wir dann geguckt, natürlich immer mit einer männlichkeitstheoretischen Rahmung. Aber dass sich der Zusammenhang von Jungen und Männlichkeit ja auch nochmal in diesen drei Jahren ein bisschen loser gekoppelt hat, ist ja sozusagen auch ein Verdienst des Projektes.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Eric (2011): *Inclusive masculinity. The changing nature of masculinities*. New York: Routledge.
- Blumer, Herbert (1954): What is Wrong with Social Theory? In: *American Sociological Review*, 19 (1), S. 3–10.
- Böhnisch, Lothar (2018): *Der modularisierte Mann. Eine Sozialtheorie der Männlichkeit*. Bielefeld: Transcript.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bridges, Tristan/Pascoe, Cheri Jo (2014): Hybrid Masculinities. *New Directions in the Sociology of Men and Masculinities. Sociology Compass* 8 (3), S. 246–258. doi:10.1111/soc4.12134.
- Budde, Jürgen/Rieske, Thomas Viola (2019): Auseinandersetzungen mit (neuen) Theorien für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeiten. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): *Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen: Budrich. S. 234–256.
- Connell, Raewyn (1998): Männer in der Welt: Männlichkeiten und Globalisierung. In: *Widersprüche*, 67 (18), S. 91–105.
- Connell, Raewyn (1999): *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Dölling, Irene (1999): „Geschlecht“ – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften? In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*, 3 (1), S. 17–26.

- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: *Men and Masculinities*, 19 (3), S. 240–259.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (1991): Koedukation - enttäuschte Hoffnungen? Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 65.
- Federici, Silvia (2015): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Münster: Edition Assemblage.
- Forster, Edgar. (2005): Männerforschung, Gender Studies und Patriarchatskritik. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera/Prenzel, Annedore (Hrsg.): *Geschlechterforschung in der Kritik*. Opladen: Budrich. S. 41–72.
- Forster, Edgar (2020): Männlichkeit denken. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Warmuth, Almut. (Hrsg.): *Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt*. Frankfurt: Campus. S. 20–25.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (Sonderheft 41/2001), S. 208–235.
- Höyng, Stefan (2019): Neue Praxen von Männern und ihre Funktionalisierung in einer neoliberalen Gesellschaft. In: Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: Oekom, S. 135–146.
- Holter, Øystein. (2007): Men's Work and Family Reconciliation in Europe. In: *Men and Masculinities*, 9 (4), S. 425–456.
- McCormack, Marc (2014): The intersection of youth masculinities, decreasing homophobia and class. an ethnography. In: *The British Journal of Sociology*, 65 (1), S. 130–149. doi:10.1111/1468-4446.12055
- Meuser, Michael (2010): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: Springer VS.
- Michalek, Ruth/Fuhr, Thomas (2008): Hegemonialität und Akzeptanz von Abweichungen in Jungengruppen. Empirische Studien zum Umgang mit Opposition. In: Prenzel, Annedore/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): *Kinder und ihr Geschlecht. 4. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Budrich. S. 121–131.
- Rendtorff, Barbara (2020): Wo hat Geschlecht seinen Ort? im Kopf? im Leib? oder stößt es uns von außen zu? In: Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah (Hrsg.): *Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen*. Leverkusen: Budrich. S. 152–189.
- Rieske, Thomas Viola (2021): Verhältnisse von Autonomie und Heteronomie. Potenziale subjektivierungstheoretischer Perspektiven am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Jungen. In: Fegter, Susann/Langer, Antje/Thon, Christine (Hrsg.): *Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft* (Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 17). Leverkusen: Budrich. S. 55–69.
- Schatzki, Theodore R. (2016): Praxistheorie als flache Ontologie. In: Schäfer, H. (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: Transcript. S. 29–44.
- Scholz, Sylka (2012): *Männlichkeitssoziologie. Studien aus den Feldern Erwerbsarbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (2019) (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München: Oekom.
- Spohn, Margret (2002): *Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte*. Bielefeld: Transcript.
- Stuve, Olaf/Debus, Katharina (2012). *Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitstheorie für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen*. In: Dissens e.V.; Debus, Katharina/Könnecke, Bernard/Schwerma, Klaus/Stuve, Olaf (Hrsg.): *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen in der Schule*: Berlin: Dissens e.V. S.43–60. www.jungenarbeit-und-schule.de/fileadmin/JuS/Redaktion/Dokumente/Buch/Stuve%20Debus%20-%20M%C3%A4nnlichkeitsanforderungen.pdf. (Zugriff: 14.11.2021)
- Windheuser, Jeannette (2018): *Geschlecht und Heimerziehung. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Dekonstruktion (1900 bis heute)*. Bielefeld: Transcript.

